

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 12. November 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 12.

Mahnung.

Von Johanna M. Lanfau.

Len! nicht zurück den Wagen,
Spann' läßt die Hoffnung vor!
Mit Hörgern und mit Zagen
Fährt langsam nur der Thor.

Dem fernen Ziel entgegen
Mit Holzgen Königsbild:
Die That bringt Sieg und Segen!
Du selbst bist dein Geschick!

Ans Wert die Hände beide!
Das Haupt den Sternen zu!
Keinem zu Lieb' und Leide:
Fahrt' zu, mein Herz, fahrt' zu!

Vor den Geschworenen.

Stizze von Otto Behrend.

Der Verteidiger kam zum Schluß,
nachdem er eine kurze Pause gemacht
hatte.

„Wenn ich mich in meinen Aus-
führungen beschränkt habe“, fuhr er
dann fort, „so geschah es, weil mein
Klient selbst noch einige Worte an
Sie richten will, meine Herren Ge-
schworenen. Ich trete deshalb zurück
und stelle nur noch eine Bitte an Sie,
entgegen dem Antrage des Staatsan-
walts auf ein Nichtschuldig zu erken-
nen.“

Der Justizrath Hermes trat an
sein mit Papieren bedecktes Pult und
leszte sich.

Laute Stille herrschte im Saal,
als sich nun der Angeklagte erhob.
Der geräumige Saal des neuen Ju-
stizgebäudes war bis auf den letzten
Platz gefüllt. Entsetzt, schweres Ba-
rock schmückte die Decke und Wände,
in dunkel gebeiztem Ruhebaum war
das Mobiliar gehalten, gedämpfte,
doch freundliches Licht überall hinter
den niedergelassenen Vorhängen, auf
denen das helle Gold einer klaren
Septembersonne lag. Man hätte eine
Friede summen hören können.

Der Staatsanwalt schlug nervös
einige Blätter seiner Akten um, dann
schloß er das Heft, die Hand nach-
drucksvoll darauf legend, die Rich-
ter auf dem hohen Podium lehnten
sich in Erwartung in ihren Sesseln
zurück, ernst blickten die Geschworenen
vor sich hin.

„Meine Herren Geschworenen“ —
der Angeklagte hob das Auge, ein
dunkles, klares, doch schwermütiges
Auge. Er war noch ein junger
Mann, ein Arzt, schwarz gekleidet,
auf der bleichen Stirn trat eine
breite, feuerrote Narbe hervor, den
linken Arm trug er in einer schwarz-
seidenen Binde. Es zuckte um den
feinen Mund unter dem kleinen dun-
selblonden Schnurrbart. „Meine Her-
ren, wenn ich noch selbst das Wort
an Sie richte, so geschieht es, weil
ich glaube, daß ich, ohne meinem
verehrten Anwalt zu nahe treten zu
wollen, selbst mein bester Anwalt sein
werde, indem ich Ihnen noch einmal
den Hergang schildere.“

Er atmete tief auf, zitternd, wie
aus wunder Bruch.
„Gewisserrmaßen ist es ein Balsam
für mich“, fuhr er fort, „daß ich
durch das Vorgehen des Herrn Staats-
anwalts in die Lage verkehrt bin, vor
Ihrem Urtheil zu stehen, vor dem Ur-
theil von Männern, die, im Leben er-
fahren, auf ihren Eid nach dem Gesetz,
aber auch als Menschen, nicht als
Maschinen ihren Wahrspruch abgeben
sollen. Doch zur Sache.“

Bald nachdem die Züge zusam-
mengesunken waren, kam ich wieder
zum Bewußtsein. Ich fühlte, daß ich
an der Stirn verwundet sein müsse,
denn es rieselte Blut, aber sonst
fühlte ich mich unverletzt. Mit Hilfe
eines Beamten aus dem Postwagen
gelang es mir verhältnismäßig leicht,
mich aus den Trümmern zu befreien.
Es war Nacht, die nur durch die
brennenden Wagen erhellt wurde.
Ich hörte Jammern und Schreien,
sah flüchtende und umherirrende Ge-
stalten; wenige Männer nur waren
da, die hilflos zugriffen, so gut sie
vermochten. Das Juppersonal war
ja größtentheils verwundet oder ge-
tödtet.

„Mein erster Gedanke war meine
Frau.“ Hart stieß er die Worte her-
vor, um nicht zu erliegen, er fuhr sich
kurz mit der unverletzten Hand durch
den Schnurrbart. „Ich hatte mit
ihm ein Abkühlungsgelb gekaut. Bald
entdeckte ich sie, eingeklemmt zwischen
Holz und Eisenstücken, nur der Kopf
und die rechte Schulter und der Arm
lagen frei. Sie war bei vollem Be-
wußtsein, wir erkannten uns.
Ich griff in die Trümmer — starre,
unbewegliche Massen.
„Bist du verwundet?“ frate ich.
„Ich laube nicht“, antwortete sie,
„ich fühle keine Schmerzen, nur drückt
es überall.“
„Dann nur Geduld — Du wirst
gleich befreit sein.“

„Gott gebe es!“

„Nein Mann dort kam mit einer
Art gelaufen, — er wies auf einen
jungen Schaffner, der auf der Zeu-
genbank saß — ich rief ihn an.
Mit Entschlossenheit hieb er in die
Trümmer ein, während ich meine
Frau umfaßte, um sie herauszuziehen,
dann mit den Händen mich ebenfalls
bemühte, die starren Massen zu lockern.
„Geduld, nur Geduld, Helene“,
tröstete ich immer wieder, wenn sie
zu jammern begann, „es muß gleich
werden.“

Der Arm des wackeren Mannes er-
lahmte, ich ergriff die Art, und wie ich
sie hob, schimmerte es roth auf ihr —
Feuer! jetzt erst sah ich, wie nahe es
uns schon war. Mit allen Kräften
hieb ich drauf los, denn ich erkannte
die furchtbare Gefahr. Aber wenn
auch Splinter flogen, was war das —
es blieb immer das gleiche!

„Mach' schnell — mach' schnell,
sonst muß ich verbrennen!“

„Nein, nein, nur Geduld — Ge-
duld — gleich bist Du frei.“

Aber ich sah, daß es unmöglich war.
Wie ein Rasender führte ich die
Art, mit den Händen arbeitete neben
mir der brave Schaffner, daß ihm
das Blut unter den Nägeln vorprägte —
immer jammervoller klangen mei-
nes Weibes Rufe.

„Rette mich, rette mich — ich muß
verbrennen!“ Ihre Augen, voller
Vertrauen erst, nun hilfloses Ent-
setzen.

Und die Flamme kam, sie war
plötzlich da. Mit dem linken Arm
umfing ich meine Frau, um sie zu
schützen, unablässig führte meine Rech-
te die Art weiter.

Mein Aermel brannte. Ich spürte
es nicht.

„Ich brenne!“ Ein fürchterlicher
Schrei meiner armen Frau. Noch
einmal verlor ich mich in übermensch-
licher Kraft, sie herauszureißen —
ein noch maliges helles Aufschreien —
ihre Kleider, ihre Haare brannten.

Da fiel die Art nieder auf ihren
Kopf. Sie war erlöset von langsame-
r, schredlicher Todesqual. Ich verlor die
Befinnung.

Ja, meine Herren Geschworenen, ich
verlor die Befinnung, aber mit vollem
Bewußtsein führte ich noch den Hieb.
Ich will und kann vor Ihnen nicht
anders dastehen, als ich bin. Ein
Mörder, ein Todtschläger, wenn Sie
wollen. Jedenfalls wußte ich, was ich
that.“

Ein kurzes Stoden, dann sprach der
Angeklagte weiter.

„Ich habe jene Stunde überlebt.
Der Mensch kann viel ertragen.
Nicht jeder fällt anädio auf einen
Streich. Ich kann noch Bedürftigen
helfen in meinem Berufe, das war
und ist mein Halt, und die Hoff-
nung auf ein Wiederfinden einst je-
nests menschlicher Erkenntnis.“

Von Ihnen aber, meine Herren Ge-
schworenen, erbitte ich den Freispruch.
Nicht will ich darauf hinweisen, daß
es meine Kräfte übersteigen würde,
Jahre unter Verbredern zuzubringen —
ich glaube selbst, daß dies hinfäl-
lig ist, da die Gnade seiner Majestät,
die selbst der Herr Staatsanwalt an-
zurufen bereit ist, mir wohl zu Theil
werden würde.

Aber nicht begnadigt darf ich sein,
denn es würde mir nichts nützen. Den
Freispruch erbitte ich von Ihnen, mei-
ne Herren, als einen Beweis, daß Sie
die zwingende Nothwendigkeit meiner
furchtbaren Lage nachzufühlen ver-
mögen, daß Sie als warme, lebende,
fühlende Menschen mit erbarmendem
Herzen in der gleichen Lage auch mit-
geföhlt hätten.“

Einige Sekunden schwieg er, man-
nhaft ein Schluchzen unterdrückend, das
ihn zu bewältigen drohte, dann fuhr
er fort mit noch bebender Stimme:

„Ich fühle mich bis zu diesem
Augenblicke frei von Schuld, denn
mein Gewissen spricht mich frei. Ihr
Wahrspruch auf Schuldig würde mich
vernichten. Ihr Nichtschuldig soll mir
Halt sein, dessen ich, nachdem einmal
die Anklage erhoben werden konnte,
noch bedarf, um ein im Wart getroffe-
nes Leben weiterzuführen, um nicht
wahnsinnig zu werden.“

Der Mann trat zurück gegen die
Anklagebank. Er wollte stehen blei-
ben, die Hand auf die Lehne stützen,
aber er hatte seine Kräfte doch über-
schätzt, schwer sank er auf den Sitz
nieder.

Diese Stille — nur unterbrochen
durch das Schluchzen einiger Frauen
in den Reihen der Zuhörer.

Der Staatsanwalt erhob sich. Mit
seiner scharfen, durchdringenden Stim-
me sprach er: „Meine Herren Ge-
schworenen, noch einmal erate ich
das Wort zur Vertretung der Anklage.
Ich kann dem Angeklagten mein vol-
les menschliches Mitleid nicht ver-
sagen, wie wohl niemand hier im
Saale. Gleichwohl bitte ich Sie, auf
ein Schuldig des Todtschlages zu er-
kennen. Es ist nach dem Gesetze nicht
anders möglich. Mit Ueberlegung ist

der tödtliche Streich geführt worden,
der Angeklagte selbst bestrittet dies
nicht. Klarer kann wohl kein Fall
liegen.“

Und wohin kämen wir, wenn wir
einem Menschen das Recht einräu-
men wollten, über Leben und Tod ei-
nes Mitmenschen nach eigenem Er-
messen die Entscheidung zu fällen!

War nicht doch noch Rettung mög-
lich im letzten Augenblicke? Wer möchte
wagen, dies zu verneinen!

Und vollends ein Art, in dessen
Hände es so oft gegeben ist, das Lei-
den eines Menschen, wo er keinen
Schimmer von Hoffnung mehr zu se-
hen meint, mitleidsvoll, wie er wähnt,
zu vertilgen. Das Recht darf nicht
gebeugt werden, in keinem Fall und
auch nicht in diesem, wenn sich auch
das Gefühl mit aller Macht dagegen
aufbäumen mag.

Hüten Sie sich, meine Herren, einen
Fall zu schaffen, dessen Folgen Sie
nicht abzusehen im Stande sind.

Wir alle, die wir betheiltigt sind,
werden ohne Zweifel ein Gnadenge-
such unterzeichnen, und ohne der aller-
höchsten Entschlieung vorzuziehen zu
wollen, lebe ich der Ueberzeugung, daß
es eine vollständige Begnadigung zur
Folge haben wird. Das muß dem An-
geklagten genug sein.

Unsere Rücksichtnahme darf nicht
weiter gehen als auf Zerrennung
münder Umstände. Den unwider-
stehlichen Zwang bestritte ich. Das
Gefühl eines einzelnen, wenn wir es
auch menschlich begreifen und theilen,
darf nicht höher gewertet werden als
das Gesetz, das der unantastbare Un-
tergrund ist, mit dem die Gemein-
schaft steht und fällt.“

Der Staatsanwalt leszte sich.
Der Verteidiger verzichtete auf ein
weiteres Wort.

Die Geschworenen zogen sich nach
der Rechtsbelehrung durch den Vor-
sitzenden zur Berathung zurück. Der
Angeklagte wurde hinausgeführt.

Nach einer halben Stunde hatten
die Geschworenen ihre Berathung be-
endet. Sie lehnten in den Saal zu-
rück. Der Gerichtshof und der
Staatsanwalt nahmen ihre Plätze
wieder ein. Das Gemurmel im Zu-
schauerraum verstummte.

Der Angeklagte wurde heringe-
führt. Er ging wie ein Mann, der
bereit ist, sein Schicksal zu tragen,
Leben oder Tod entgegenzunehmen.
Still richtete sich sein Auge gegen die
Geschworenen. Er blieb stehen. Ge-
dankenleer in diesem Augenblicke —
was konnte noch Schwereres kommen
nach dem, was er schon durchlebt
hatte.

Der Obmann der Geschworenen er-
hob sich, ein hoher alter Herr mit
schneeweißem Bart. „Das Urtheil
der Geschworenen lautet auf nicht-
schuldig — mit allen zwölf Stim-
men“, sprach er fest.

Es schien, als wolle ein Jubel los-
brechen im Zuhörerraum, aber der
tiefe Ernst dieses Augenblicks ließ ihn
schon im ersten Aufwallen vererben.

„Nichtschuldig!“

Dieser einzige Laut war es, der die
Stille unterbrach. Er kam von den
Lippen des Angeklagten, der taumelnd
die Hand nach seinem Verteidiger
ausstreckte.

Kometen und Kometenjahre.

Von Hermann Verdrov.

Schon seit Jahrzehnten hat der
Himmel nicht mehr eine der früher so
geföhrteten blutigen Zudruten aus-
gestedt, und erst in diesem Jahre soll
uns endlich wieder der Anblick eines
großen, lange und mit blohem Auge
sichtbaren Kometen zu Theil werden.
Zwar berichten uns die Astronomen,
daß wir soeben einige vorzügliche Ko-
metenjahre hinter uns haben, und sie
sind mit der wissenschaftlichen Ernte,
die sie mittels der neuen lichtstar-
ken Beobachtungsinstrumente und pho-
tographischen wie spektroskopischen Ap-
parate heringebracht haben, recht zu-
frieden. Aber wir anderen, die wir
fürs Auge doch auch etwas haben
möchten, sind leer ausgegangen; denn
alle diese neueren Kometen gehörten zu
den schwächeren Beobachtungsobjekten,
die sich dem Auge nur mit Hilfe sehr
starker, künstlicher Nachhilfen zeigen.

Dafür sollen wir nun endlich ent-
schädigt werden: der Halleysche Komet
ist da, einer der größten und der für
unsere Beobachtungen älteste seiner
Art. Er war der erste, dessen Um-
laufszeit erkannt wurde und der da-
durch einen Wendepunkt in der Ko-
metenforchung bedeutet. Wenn man
einheitlich, solche, die unserem Sonnen-
system dauernd angehören und sich von
Zeit zu Zeit wieder blicken lassen, und
solche, die den Dunstkreis unserer Mut-
ter Sonne mit vervielfachter Schnell-

zugsgeschwindigkeit durchbrechen, um
dann „laum gegrüßt, gemieden“ auf
Nimmerwiedersehen im Weltall zu
verschwinden, so zählt der „Halley“ zu
den ersteren, den periodischen Kometen.
Er ist derjenige, dessen Periodizität am
weitesten zurück verfolgt werden kann,
und von dem die meisten Erscheinun-
gen vorliegen, letzteres, obwohl seine
Umlaufszeit größer ist als die der an-
deren bekannten periodischen Kometen.

Es ist zwei englischen Astronomen
gelungen, unseren Kometen, dessen
voriger Erscheinung im Jahre 1835
— 36 sich wohl nur noch wenige Le-
bende erinnern werden, bis weit ins
Alterthum zurück festzustellen. Gestützt
auf die Umlaufszeit von durchschnittlich
76 1/2 Jahren, führte ihre Berech-
nung auf den im Jahre 239 vor Christo
in China beobachteten Kometen als
älteste Erscheinung des Halles. Man
sah den Kometen nach chinesischen Be-
richten im Frühjahr Morgens im
Osten, sah ihn dann im Mai und Juni
über Norden nach der Westseite der
Sonne wandern, wo er sechzehn Tage
lang wahrzunehmen war. Ein solcher
Lauf paßt sehr schön zur Bahn des
Halleschen Kometen, der damals rüd-
läufig zwischen Sonne und Erde nörd-
lich von der Ekliptik hindurchgegangen
sein und sein Perihel, den Punkt der
Sonnennähe, am 15. Mai passiert
haben muß. Von der nächsten Wieder-
kehr fehlen geschichtliche Aufzeichnungen,
dagegen ist er wahrcheinlich im
August 87 v. Chr., zur Zeit als er fäl-
lig gewesen wäre, in China und Ita-
lien auch gesehen worden. Ganz be-
stimmt läßt sich in dem 12 v. Chr. er-
schienenen Kometen der Halleysche wie-
dererkennen. Er war nach chinesischen
Berichten Ende August dieses Jahres
im Sternbild der Zwillinge aufge-
taucht, dann durch den Löwen und die
Jungfrau rasch zu den Sternbildern
Bootes, Ophiuchus und Hydra gelaufen
und nach achtwöchiger Sichtbarkeit
im Storpion unter den Horizont ge-
sunken.

Nach Beginn unserer Zeitrechnung
haben sich so ziemlich alle Wiederer-
scheinungen des Halley historisch fest-
stellen lassen. Manchmal lief er recht
lange auf sich warten, am längsten
nach dem im November 530 beendeten
Umlauf, der mit seiner Dauer von 79
Jahren 4 1/2 Monaten die ebenfalls un-
gewöhnlich langen Perioden von 1066
bis 1145 und von 1222 bis 1301 noch
um ein volles Vierteljahr übertrifft.

Die einzige Erscheinung des Kometen,
von der kein geschichtlicher Bericht hin-
terblieben ist, scheint diejenige des Jah-
res 912 zu sein. Vielleicht war die
Welt damals durch wichtigere Dinge
als eine Kometenerscheinung in An-
spruch genommen, oder der Komet war
außerordentlich lichtschwach und ent-
ging deshalb der allgemeinen Auf-
merksamkeit.

Die Wiederkehr im Jahre 1066 war
dagegen eine der glänzendsten; der
Halley kam im April der Erde sehr
nahe, weshalb ihn zahlreiche Chroniken
und zeitgenössische Berichte schildern
und erwähnen. Auch in die darstel-
lende Kunst scheint er übergegangen zu
sein; denn auf ihn dürften sich ein
paar Bilder in der berühmten Stiderei
von Bayeux beziehen, die eine biblische
Darstellung der wichtigsten Momente
der Eroberung Englands durch die von
Wilhelm dem Eroberer geföhrteten Nor-
mannen gibt.

Der Astronom G. Halley, der die
von Newton entwickelte Wahrberechn-
ungsmethode auf alle ihm zugäng-
lichen Kometenbeobachtungen an-
wandte, erkannte die Periodizität un-
seres Kometen. Er schloß aus seinen
Rechnungen, daß der Komet in etwa
76 Jahren die Sonne in einer unge-
heuren Elipse umkreise, und wagte es,
seine Wiederkehr für das Jahr 1758
anzufagen, eine Prophezeiung, die sich
glänzend bestätigte, wenn ihr Verkün-
der sie auch nicht mehr erlebte, da er
bereits 1742 im 87. Lebensjahre sein
erfolgreiches Dasein beschloß. Seit-
dem trägt der Komet seinen Namen.

Die Umlaufszeit des Halleyschen
Kometen, im Mittel wie schon gesagt
etwa 76 1/2 Jahre, schwankt infolge der
Störungen, die der Weltkörper durch
die Planeten erleidet, innerhalb mehre-
rer Jahre hin und her. Der längste
Umlauf ist oben schon erwähnt, der
kürzeste dauerte 74 Jahre fünf Mo-
nate. Die Bahn des Halley ist äußerst
langgestreckt, wodurch der Komet in
seiner Sonnennähe bis innerhalb der
Venusbahn gelangt, während er in der
Sonnenferne (Aphel) noch weiter von
der Sonne entfernt bleibt als der
äußerste Planet Neptun.

Das physische Verhalten des Halles-
chen Kometen in der Vergangenheit,
in der er meistens ein prächtiges Be-
obachtungsobjekt gewesen ist, gab sei-
nen Anlaß, an seiner Wiederauffin-
dung zu zweifeln. Wenn auch nicht zu

den größten Kometen gehörend, ist er
doch seit tausend Jahren bei keinem
Aufreten unbemerkt geblieben und hat
einige Male, wie 1066 und 1456, in-
folge seiner Helligkeit und großen
Schweiflänge gewaltiges Aufsehen er-
regt. Auch 1728 zeigte er einen
Schweif von 30 Grad Länge. Trotz
des offensbaren Stoffverlustes, den er
bei jedem Umlauf erfährt, muß, scheint
eine Licht- und Größenabnahme bisher
kaum eingetreten zu sein. Weil alle
astronomischen Beobachtungswerkzeuge
gegenwärtig gewaltig vervollkommenet
sind und die Photographie neu hinzu-
tritt, so war zu erwarten, daß der
Komet jetzt insonden viel größerem Ab-
stände von der Sonne als 1835 ermit-
telt werden würde. Schon Anfang
1909 hätte er, weil er damals heller
als ein Sternchen achtzehnter Größe
sein sollte, eigentlich photographisch er-
mittelt werden müssen, was aber da-
mals nicht gelungen ist. Im Septem-
ber 1909 soll er den Sternen sechzehn-
ter Größe gleichkommen und wird
dann im Fernrohr direkt beobachtet
werden können. Ende November 1909
steht er in Opposition zur Sonne und
bleibt die ganze Nacht sichtbar, aller-
dings noch immer recht schwach, da er
noch zu weit von der Erde entfernt ist.
Vom Januar bis zum April 1910
wandert er durch das Sternbild der
Fische, dann laufen Erde und Komet
fast direkt aufeinander zu, doch geht
es noch einmal ohne Karambolage ab;
denn wenn der Periheltag, wie berech-
net, wirklich der 8. April 1910 ist, so
werden sie doch aneinander „vorbei-
schrammen“. Der scheinbare Lauf des
Kometen zur Zeit seiner Erdnähe
hängt jedoch ganz vom Datum seines
Perihels, seiner Sonnennähe ab, und
dieses könnte sich infolge nicht ganz
genauer Berechnung um eine oder höch-
stens zwei Wochen verschieben. Da
fast genau zur Zeit der größten Erdnä-
he, am 8. Mai 1910, eine besonders
in Australien (Tasmania) und Neu-
quinea gut sichtbare totale Sonnenfin-
sternis stattfindet, so wird sich dort die
Möglichkeit bieten, den Halleyschen Ko-
meten bei Tage zu sehen.

Die kleinste Eisenbahn der Welt.

Im Himalaja haben die Engländer
ein riesiges Sanatorium errichtet, wo
die von der heimtückischen Fieberluft
Indiens geschwächten und enterverten
Europäer bei einer Mitteltemperatur
von 55 Grad meistens mit gutem Er-
folge Heilung suchen. Das Sanato-
rium liegt in dem 58 Quadratmeilen
großen Distrikt Darjiling, das erst
im Jahre 1835 unter englische Herr-
schaft kam. 1883, als Dr. Campbell
für die Regierung dort als Kommiss-
ar eingeseht wurde, wohnten in dem
ganzen Gebiet nur 20 Familien. Das
herrliche Klima aber zog die Kranken
wald an. Namentlich hat Darjiling
die für die Heilung des Dr. Campbell
zu veranlassen, daß es zu dem wurde,
was es heute ist, ein großes Sanatorium
und Krankenheim und daneben ein
Mittelpunkt des Theehandels. Wer
die Stadt Darjiling mit ihren 150-
000 Einwohnern, ihren aewaltigen
Theepflanzungen und reichen Villen jeht
sicht, kann es sich nicht denken, daß sie
in so kurzer Zeit entstanden ist. Der
Reisende, der Kalkutta um 4 Uhr
Nachmittags verläßt, ist um 6 Uhr in
Dauwuden, wo eine Dampfähre ihn
auf die andere Seite des Ganges
bringt. Von dort erreicht er am näch-
sten Morgen mit der Northern Bengal
Railway die Station Siliguri, wo die
kleinste Bahn der Welt, ein reines
Wunder der Technik, ihn im Laufe
von 7 Stunden die 48 Meilen nach
Darjiling (7280 Fuß über dem
Meer) hinaufbringt. Diese selbstame
Miniaturbahn, die Himalajabahn,
wurde ursprünglich aus strategischen
Gründen gebaut. Bei dem großen
Höhenunterschied zwischen Siliguri
und Darjiling kann man sich leicht
die Schwierigkeiten denken, mit denen
die Ingenieure bei ihren geringen
Mitteln zu kämpfen hatten. An
Zahnradbetrieb, eiserne Brücken, Tun-
nels usw. war nicht zu denken. Man
half sich damit, daß man eine sehr
kleine Spurweite (nur 2 Fuß) und
dazu ein sehr schweres Schienenprofil
und einen geringen Abstand zwischen
den Querschwellen wählte, die Loko-
motiven, die man dort benutzte, sind
kleine, aber sehr starke Maschinen von
80 Pferdekraften. Die Wagen sind
ohne Puffer aneinandergeluppelt, so
daß sie sich mit einer halbkreisförmig-
en Fläche beröhren. Die Personen-
wagen enthalten nur vier Bänke mit
einem Geldschloß darüber. Die engen
Bergschluchten werden bis zu ihrem
äußersten Ende ausgenutzt. Sobald
der Zug dies erreicht hat, fährt er
wieder, immer ansteigend, zurück.
Dort, wo ein vorspringender Berg
das Weiterkommen verhindert, wird

er ohne Tunnel in Schneeföhne oder
Schleifen umfahren. Wo die Inge-
nieure trotz dieser Methode nicht wei-
terkommen konnten und eine Weiter-
führung der Linie ohne Brücken oder
Tunnels unmöglich war, wurde ein
araberes System der Ueberwindung
der Steigung angewandt. Man ließ
die Bahnlinie Serpentina beschreiben,
so daß die Maschinen dort abwech-
selnd ziehen und schieben mußten, bis
die gewünschte Höhe erreicht ist. Die
Fahrt geht zwar nur langsam, ist aber
reich an Abwechslungen. Namentlich
interessant ist es, den Uebergang der
indischen Landschaft in die Tibets und
der Mongolei zu beobachten. Vor we-
nigen Stunden befanden wir uns noch
schweißgebadet in der Gesellschaft
großer, schwarzer Hindus, jetzt sitzen
wir, vor Kälte zitternd, in unsere
Plaids gehüllt, zwischen lauter klei-
nen, gelben Bergbewohnern, die uns
mit ihren schiefen Mongolenaugen
gleichzeitig neugierig und misstrauisch
anschauen. Und schließlich sind wir
oben in Darjiling mit seinen leichten
und schönen, von üppigen Magnoli-
gärten umgebenen Villen, wo wir —
wie bei uns zu Hause — junge Leute
Tennis und Fußball spielen sehen und
wo der echte europäische Flirt blüht.
Gäßen wir nicht die himmelhohen
Berge des Himalaja vor uns, und
säßen wir uns nicht von eingeborenen
Lastträgern und Kaufleuten um-
geben, so glaubten wir uns in einen
echten mondänen europäischen Badeort
versetzt. Eine der Eigenheiten des
Lebens in Darjiling ist, daß man
keine männlichen Lastträger sieht.
Derartige Arbeiten werden von den
Frauen besorgt.

Das Gold der Wüste.

Die Wüste hat den Bewohnern des
Mittelalters schon seit sehr alten Zei-
ten allerhand Kostbarkeiten geliefert,
und es ist festgestellt worden, daß bei-
spielsweise ein Goldbarren, der in
dem Grab einer Leiche aus der ersten
Dyastie (um 3000 vor Chr.) ge-
funden wurde, ebenso Feuerstein-
messer mit goldenem Griff und ähnlich
verzerrte Steintrüge, von denen auch
die schönsten mit Gold geschmückt
sind, aus derselben Zeit grauen Alterthums
stammen. Einen Bergbau kann es da-
mals nicht gegeben haben, und die al-
tegypter müssen sich das Gold daher
aus der Wüste zusammengelesen ha-
ben. Die ersten ausdrücklichen Nach-
richten von Expeditionen, die zur
Suche nach Gold ausgesandt wurden,
stammen aus der zwölften Dyastie
(um 2000 vor Chr.), und Dr. Tho-
mas hat im Journal der wissenschaft-
lichen Gesellschaften in Kairo alle
Nachrichten über diese Reise, den da-
durch veranlaßten Bergbau und die
darauf begründeten Handelsbeziehun-
gen zusammengefaßt. Die Goldin-
dustrie Ägyptens muß sich rasch zu
einer hohen Blüte aufgeschwungen
haben, denn das weisse Äthen bezog
schon früh große Mengen von Gold
und goldenen Geräthen aus dem
Land der Pyramiden. Die Vbarras-
nen haben ohne Zweifel über unge-
heure Schätze geboten, denn nach den
erhaltenen Berichten wurden auch
reiche Tribute von unterworfenen
Wütern in Gold bezahlt. Silber
kam in großen Mengen aus Areta,
Mitt und wahrcheinlich auch aus
Giltien. Die ersten planmäßigen An-
weisungen für den Goldbergbau wur-
den nicht mehr vor räuberischen Beduinen
geschickt werden konnten. Noch heute
aber sind bedeutende Spuren dieses al-
ten Bergbaues vorhanden, die seinen
großen Umfang beweisen. In der
östlichägyptischen Wüste sind unöcher 90
solcher Stellen ermittelt worden, und
es hat wahrcheinlich noch zwanzig
weitere gegeben. Sie liegen sämtlich
zwischen Minia und der Grenze des
Sudan, doch bleiben wahrcheinlich
noch viele andere in entlegeneren Wü-
stengegenden zu entdecken.

Das gelungenste Testament

hat ein reicher Mühlensöhner in
Steiermark, der seine Verwandten im
Glende schmachten ließ, gemacht. Er
hat nämlich seine ganze Habe dem
unter seinen Verwandten gemacht,
welcher nachweisen konnte, am mei-
sten über ihn geschimpft zu haben.
Eine große Aufregung hatte sich bald
nach Veröffentlichung des Testamen-
tes aller Erblüftigen bemächtigt und
jeder wollte sich, durch Zeugen ein
ganzes Verlöbten von Schimpfwörtern
feststellen zu lassen, die er auf den
Verstorbenen angewandt pfligte. Die
Erbschaft soll nach Entscheidung des
Gerichts einem Mitgliebe des
weiblichen Geschlechtes zugefallen
sein.